

Anal. h. 387, 539

Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen und
historischen Classe

der

k. b. Akademie der Wissenschaften

zu München.

Jahrgang 1891.

München

Verlag der K. Akademie
1892.

In Commission bei G. Franz.

Sitzungsberichte

der

königl. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung vom 3. Januar 1891.

Herr Geiger hielt einen Vortrag:

„Die Lautlehre des Balūči.“

Derselbe wird in den Abhandlungen veröffentlicht werden.

Historische Classe.

Sitzung vom 3. Januar 1891.

Herr v. Löher hielt einen Vortrag über:

„Zustände im römisch-deutschen Kulturland.“

I. Verhältnisse der Völkerschaften zu einander.

Viel verschlungen erscheinen die Völkerverhältnisse am Rhein und an der Donau nach der Schilderung, wie sie Tacitus an der Scheide des ersten Jahrhunderts nach Christus entwarf. Man sieht deutlich, wie die römische Faust aller Orten hineingriff, aber noch unsicher tastete.

Keltisches und germanisches Volk wussten die Römer selbst nicht deutlich auseinander zu halten, weil eben beide Volksarten mannigfach in einander übergingen. „Die Gallier,“ meint Tacitus, „seien in alten Zeiten, als sie noch mächtig gewesen, wahrscheinlich über den Rhein gegangen. Trevirer und Nervier wären eigentlich Gallier, suchten aber besondere Ehre im germanischen Ursprung. Vangionen, Triboker, Ne-

meter, die am Rheine selbst wohnten, seien aber offenbar Germanen. Nicht einmal die Ubier, die doch die Ehre verdient hätten, eine römische Kolonie zu heissen, und lieber nach dem Namen der Gründerin der Stadt Köln sich Agrippinenser nennen hörten, schämten sich ihrer germanischen Herkunft: man habe sie einst, als ihre Treue erprobt, am andern Rheinufer angesiedelt, damit sie abwehrten, nicht dass sie gehütet würden.“ Wie sehr aber die Römer darauf Bedacht nahmen, sich die Treue und Geneigtheit dieser germanischen Freunde zu bewahren, lassen zwei Münzen des Kaisers Postumus erkennen. Auf der einen erblickt man den Rhein mit Schiff und Anker, auf der andern mit dem Horn des Ueberflusses die Aequitas, welche zwischen römischen und germanischen Reichsangehörigen das Gleichgewicht hält. Die Umschrift lautet „Der Provinzen Heil.“

„Die Bataver,“ fährt Tacitus fort, „jetzt auf einer Insel des Rheinstroms, seien ursprünglich ein chattisches Volk, aber der innern Zwietracht wegen ausgewandert, um in ihren neuen Wohnsitzen ein Teil des römischen Reiches zu werden. Diesen höchst tapfern Leuten verbleibe Ehre und Auszeichnung alter Bundesfreundschaft; denn kein Tribut erniedrige sie und kein Zöllner presse sie. Frei von Lasten und Lieferungen und bloss zur Verwendung in Schlachten gespart, würden sie, wie ein Zeughaus voll Waffen, zum Kriege aufbehalten. Gleich botmässig seien die Mattiaken. Denn des römischen Volkes Grösse habe auch jenseits des Rheins und über die alten Gränzen hinaus sich Ehrerbietung verschafft. So gehörten ihnen Wohnsitze und Gebiet an ihrem Ufer, Herz und Wille aber den Römern. Im Uebrigen ähnelten sie den Batavern, nur dass Boden und Klima ihres Landes sie mit kräftigerem Muthe beseele.“

Dagegen die Bewohner des Zehntlandes, — so hiess das Gebiet zwischen dem untern Main und der obern Donau und dem Oberrhein, — wollten Tacitus nicht recht gefallen.

„Diese möchte er nicht unter Germaniens Völker zählen. Leichtes gallisches Gesindel, weil es nichts zu verlieren gehabt, habe sich eines Bodens so ungewissen Besitzes bemächtigt. Jetzt, nachdem der Gränzwall errichtet und die Besatzungen vorgeschoben seien, würden sie als ein Landbusen des Reiches und als Teil der Provinz angesehen.“ Es war also damals schon der Gränzwall zwischen Rhein und Donau in Hauptlinien vollendet und wurde von stehenden Truppen verteidigt. In dem schönen fruchtbaren Lande aber hatten sich kämpfende Volksheere hin- und hergeschoben und solche Verwüstung angerichtet, dass neue Ansiedler leeren Platz fanden. Ohne Zweifel aber waren doch hier und da Germanen auf ihren Höfen übrig geblieben. Das Gebiet wurde als Reichsland betrachtet, das dem Reiche und nicht den Bewohnern gehöre: Diese mussten daher den Zehnten des Ertrages abliefern, der zum Unterhalt der Gränztruppen diene. Der östliche Teil des Zehntlandes stand unter dem Statthalter von Rhätien, der in Augsburg, der grössere westliche Teil unter dem Statthalter der oberrheinischen Provinz, der in Mainz seinen Sitz hatte.

Tacitus meinte: „ganz Germanien dehne sich in flachen und sumpfigen Breiten aus, nur die Chatten bewohnten eine lange waldige Hügelreihe, die allmählig verschwinde.“ So wenig wusste man von dem Innern Deutschlands. Die Chatten flossten grossen Respect ein. „Sie besonders,“ berichtet unser Gewährsmann, „hätten dauerhafte Leiber, gedrungenen Gliederbau, dräuendes Aussehen und lebhaften Geist, für Germanen auch viel Verstand und Geschick. Auserkorene Männer stellten sie an die Spitze, hörten auf sie, hielten Ordnung und wüssten gute Gelegenheit wahrzunehmen. Ihr ungestümes Wesen hielten sie zurück, teilten den Tag gehörig ein, verschanzten sich für die Nacht, hielten Glück für Zweifelhaftes, Tapferkeit aber als das Sichere, und, was bei den Germanen höchst selten und nur Folge einer Kriegszucht, sie vertrauten mehr

dem Feldherrn, als dem Heere.“ Nächst den Chatten, welche die Landschaften am Main, an der Lahn und Fulda und Werra bewohnten, sassen am Strome, „da wo der Rhein schon sicheres Bett hat und zur Gränze genügt,“ Usipiter und Tenkterer. Bei den Letzteren rühmt Tacitus die Reiterei als ebenso vorzüglich, wie bei den Chatten das Fussvolk.

Wie furchtbar das Verhängnis wütete, welches die germanischen Völkerschaften in wilder Wut gegen einander trieb, davon gibt Tacitus ein Beispiel an den Brukerern. Wörtlich heisst es: „Neben den Tenkterern begegnete man ehemals den Brukerern; jetzt sind, erzählt man, Chamaver und Angrivarier eingewandert, nachdem die Brukterer vertrieben und von Grund aus ausgerottet worden durch einstimmigen Willen der benachbarten Völker, entweder weil man den Uebermut hasste, oder die Beute lockend war, oder auch weil die Götter uns eine Huld erzeigen wollten. Denn sie missgönnten uns nicht einmal das Schauspiel einer Schlacht: mehr als sechszigtausend fielen, nicht durch Römer Waffen und Geschosse, sondern, was herrlicher ist, zu unserer Lust und Augenweide. O bleibe doch, das ist mein Flehen, und dauere unter den Völkern, wo nicht Liebe zu uns, wenigstens gegenseitiger Hass! Denn bei des Reiches drängendem Verhängnis kann Fortuna uns nichts Grösseres gewähren, als der Feinde Zwietracht.“

Auch von Cheruskern weiss Tacitus, dass sie all ihren Ruhm verloren hätten und von den Chatten besiegt seien, weil sie gar zu friedlich hätten leben wollen mitten unter Gewaltthätigen.

Unter den Donauvölkern nennt er zuerst die Hermunduren: „Diese seien den Römern treu, und deshalb sei ihnen allein unter den Germanen Handelsverkehr nicht bloss am Flusse, sondern auch im Innern des Landes gewährt, selbst in der glänzendsten Koloniestadt Rhätians. Ueberall und ohne Wachenbegleitung kämen sie herüber, und während die

Römer ändern Völkern nur ihre Waffen und Standlager zeigten, nahmen sie jene in ihre Häuser und Villen auf, wo sie nicht begehrt seien. Nächst den Hermunduren folgten Noriker, Markomannen, Quaden. Den Vorrang an Ruhm und Macht hätten die Markomannen, doch auch die beiden Anderen arteten nicht aus. Markomannen und Quaden hätten immerdar Könige aus ihrem eigenen Volke behalten, fingen aber schon an, Ausländer zu dulden. Doch die Stärke und Gewalt dieser Könige beruhe auf römischer Macht: selten würden sie durch Waffen, öfter durch Geld unterstützt.“

II. Römische Eroberungen.

Weit überlegen durch Bildung, Waffen und Kriegskunst waren die Römer mit den Germanen in Kampf getreten. Mit vollem Recht mochte, wie Tacitus berichtet, Germanicus seine Soldaten dadurch ermuntern, dass er ihnen sagte: „Die ungeheuren Schilde der Barbaren, ihre übermässig langen Lanzen könnten zwischen Baumstämmen und dem aus dem Boden aufgeschossenen Strauchwerk nicht so leicht gehandhabt werden, als römische Wurfspiesse und Schwerter und die dem Leibe anliegenden Schutz Waffen. Dichter müssten die Hiebe hageln, mit den Schwertspitzen müsste nach den Gesichtern gestossen werden. Keinen Panzer habe der Germane, keinen Helm. Nicht einmal mit Eisen oder Leder sei der Schild überzogen, sondern blosses Weidengeflecht oder dünne Bretter, die buntfarbig angestrichen. Höchstens die erste Schlachtreihe führe ordentliche Lanzen, die Uebrigen bloss Spiesse, deren Spitze im Feuer gehärtet, oder kurze Wurfspiesse. Wohl sei der Körper gewaltig anzuschauen und stark zum Angriff für kurze Zeit, aber ebenso wenig bei Wunden ausdauernd. Ohne Gefühl für Schande, ohne um die Führer sich zu kümmern, liefen sie, flüchteten sie.“ In der That hatten die Germanen ausser leiblichen Vorzügen und den Schwierigkeiten, die ihre Waldungen und Sümpfe

dem Eroberer entgegenstellten, wenig Anderes für sich, als den unbezwinglichen Glauben an sich selbst, die frohe Ahnung, endlich doch durchzudringen und zu siegen, und gerade dieser Glauben an eigene nachhaltige Stärke wurde frühzeitig bei den Römern erschüttert.

In den letzten fünfzehn Jahren vor und ersten fünfzehn Jahren nach Christi Geburt drangen nun die Römer siegreich in Germanien ein. Der energische Drusus eroberte das Gebiet bis zum Rhein und zur Donau, nahm es in festen Besitz für das Reich und legte längs der Stromlinien eine Kette von festen Punkten an. Bei Florus lesen wir auch: „Drusus errichtete zum Schutze der Provinzen überall Befestigungen und Wachposten an der Mosel, an der Elbe, an der Weser. Und am Rheine liess er sogar mehr als fünfzig Kastelle aufrichten.“ Sie standen regelmässig dort, wo Flüsse einmündeten, deren offene Thäler auf der einen oder anderen Seite das Vordringen erleichterten. Das Mainz gegenüber liegende Kastell war durch eine stehende Brücke mit der Stadt verbunden. Auch bei Köln und Xanten lagen Brückenköpfe auf dem germanischen Ufer: hier und an andern Orten wurden Kähne und Bauholz stets bereit gehalten, um rasch Brücken zu schlagen. Nach diesen Punkten hin zogen die Heerstrassen aus Gallien und über die Alpen. Selbstverständlich räumten die Germanen, wenn sie im Siege waren, all diese Brückenanstalten hinweg: ihr Nationalfeind umgekehrt beeilte sich, bei der ersten Gelegenheit sie wieder herzustellen. Welchen Werth die Römer auf die Mainzer Hauptbrücke legten, sehen wir noch aus einer grossen Bleimedaillon, die in der Saone gefunden worden. Sie hat zwei Felder: im obern sitzen die Mitkaiser Diokletian und Maximian, ihr Haupt vom Nimbus umgeben, in der Hand hält jeder eine Rolle, hinter ihnen stehen Soldaten, vor ihnen germanisches Volk, welchem Maximian die offene Hand darbietet, darüber prangt die Inschrift: „Jahrhunderts Glückseligkeit.“ Im

untern Felde geht Maximian, von zwei Siegesgöttinnen geleitet, über die Brücke nach Deutschland.

So waren nun Rhein und Donau im römischen Besitze: das Weltreich hatte unsere beiden Hauptströme erfasst, von denen der eine das deutsche Leben zum Nordwesten, der andere zum fernen Südosten zieht und trägt. Alles Land auf der einen Seite beider Ströme erschien auf immer verloren für die Germanen. Auf der linken Rheinseite war es in die erste und zweite germanische Provinz, und auf der rechten Donauseite in die beiden grossen Provinzen Norikum und Rhätien abgeteilt. Die Menge der Kastelle und festen Standlager, die Stärke ihrer Besatzungen, das treffliche Ineinandergreifen der übrigen Anstalten, um feindliche Schaaren zu zersprengen, ehe sie noch den grossen Flüssen sich nähern konnten, — diese Hindernisse machten es den Germanen äusserst schwierig, die beiden Stromlinien wieder zu erobern. Denn fortan lagerte auch der bei weitem grössere Teil der römischen Kriegsmacht, — acht Legionen mit ihren Hilfsvölkern, zusammen gegen 70 bis 100,000 Mann, — in den germanischen Grenzquartieren.

Eigentümlichen Eindruck machen auch die Siegesmünzen der Kaiser. Während Drusus auf die seinigen einfach Banner und Waffen der Germanen setzen, Hadrian eine behelmte Germania mit Lanze und Schild auftreten liess, der verständige Diokletian ein geöffnetes Kastell zeigte, Antonin als Gebieter eines Königs der Quaden erschien, stellte sich Germanikus als ein redereicher Theaterheld vor, mit Szepter und Adler in der Hand und mit der Umschrift, dass er von den besiegten Germanen die verlorenen Feldzeichen wiedergewonnen. Domitians Münzen prunkten trügerisch mit der Germania in Banden, oder wie sie weinend auf einem Schilde sitzt, unter welchem eine zerbrochene Lanze liegt. Mark Aurel hat eine unterjochte Germania, die trauernd mit losgelöstem Haar vor seinen Trophäen sitzt, — der Kaiser führt

sich aber auch selbst ein, wie er über die Donau geht. Commodus stellt gefesselte Germanen rechts und links von seinen Trophäen auf. Maximian lässt sich von der Viktoria den Siegeskranz aufsetzen, oder er stürmt, folgend der Siegesgöttin, hoch zu Ross, auf niedergeworfene Germanen. Auf des Gallienus Münzen schreitet die Viktoria über eine Kugel weg, zu deren Seiten flehende Kinder liegen. Numerian erscheint auf dem Triumphwagen als Sieger über die Quaden, geführt von der Siegesgöttin mit der Palme, oben und unten gefesselte Germanen. Endlich der erste Konstantin zeigt eine Alemannia, erschreckend vor dem über ihr erhobenen Beil, das aus Trophäen hervorstrahlt, mit der offenenherzigen Umschrift: „Der Römer Freude.“ Der zweite Konstantin bohrt einen Germanen nieder, der seinen Schild fallen lässt, oder schleppt bei den Haaren eine Gefangene herbei und trägt selbst seine Trophäen. Gefesselte Germanen beständig an Triumphbogen und Siegessäulen, gefesselte Germanen beständig auf Münzen, — eine lächerliche, schreiende, Jahrhundert hindurch fortgesetzte Lüge. Und dabei wurde es seit dem Tode des Kaisers Mark Aurel stehende Gewohnheit, von diesen Reichsfeinden Frieden für Geld zu erkaufen und auf die Menge und Tapferkeit der germanischen Söldnerhaufen den Bestand des Reiches zu stellen.

III. Festungswerke von Koblenz bis Regensburg.

Im Jahre 277 konnte der Kaiser Probus prahlend dem Senate schreiben: „Ganz Germanien ist unterworfen. Neun Könige verschiedener Völker lagen flehend zu meinen oder vielmehr zu Euren Füßen. Für Euch pflügen nun alle Barbaren, für Euch säen sie und streiten mit uns gegen die inneren Völker. Der Feinde sind 400,000 getödtet, 16,000 Bewaffnete haben sie uns überlassen, 70 der edelsten Städte wurden ihren Händen entrissen, und fast alle Provinzen

Galliens befreit. Gallische Aecker werden von den Stieren der Barbaren bearbeitet, auf unseren Triften weiden die erbeuteten Heerden verschiedener Völkerschaften, ihre Gestüte versorgen unsere Reiter mit Pferden, mit dem Getreide der Barbaren sind unsere Speicher angefüllt. Nur Grund und Boden haben sie behalten: alles Uebrige ist unser.“

Bei all diesem Triumphgeschrei hatte jeder Verständige längst eingesehen, dass Germanien höchstens strichweise zu erobern, niemals aber zu behaupten war. Wenn nach einem Heereszug noch so tief in Germanien hinein das Land links und rechts verwüstet und verödet lag, alles Volk liess sich doch nicht ausrotten, und siehe da, nicht zwanzig Jahre brauchten zu vergehen, dann war wieder frischer Nachwuchs von Jünglingen da, die belehrt und angespornt von einigen übrig gebliebenen Alten aufs Neue mit mörderischen Waffen gegen die Römer anstürmten. „Es ist,“ so schrieb Ammian, „ein ungeheures Volk. Von seinem ersten Auftreten an ist es durch alle nur möglichen Niederlagen geschwächt; aber so furchtbar schnell wächst immerfort neue Jugend nach, dass man glauben möchte, sie seien Jahrhunderte lang von keinem Unglück betroffen.“

Die Römer hätten das weitausgedehnte Germanien unaufhörlich besetzt halten, unaufhörlich den Truppen Lebensmittel nachführen müssen, und doch wären ihre schönsten Heere voraussichtlich aufgerieben in kleinen Kämpfen, Mühen und Entbehrungen. Längst schon waren die Legionen schwierig, nichts ihnen verhasster, als die endlosen germanischen Feldzüge, auf denen Tod und Schrecken sie ohne Ende umlauerte. Also wurde endlich mit staatsmännischem Entschlusse abgestanden von der Unterjochung Germaniens und nur das eine Ziel ins Auge gefasst, das Reichsgebiet dauernd vor ihnen zu schützen.

Man hatte in verschiedenen Feldzügen erst zwischen Lahn und Main, dann an letzterem entlang, zuletzt in der

Nähe des Neckar, quer durch die Thäler oder bei den Uebergangspunkten über Flüsse und Bergzüge Schanzen in langer Linie aufgeworfen. Gräben davor gezogen und Pfahlreihen eingerammt, um besser und mit weniger Blutverlust im Stande zu sein, erst die Chatten, dann die Alemannen und andere feindliche Haufen zurückzuwerfen. Bereits unter Augustus entstanden am rechten Donauufer von Augsburg bis hinunter nach Mösien hier und da Festungswerke. Sollte aber dauerhaft das römische Gebiet geschützt werden, so konnte Stückwerk nicht helfen, man musste der gesammten Grenze, soweit sie nicht bereits natürlichen Schutz hatte, einen künstlichen geben. Etwa achtzig Jahre nach der Hermannsschlacht wurde begonnen, die Schanzwerke planmässig zu verlängern, die Lücken auszufüllen, und nach und nach eine fortlaufende Kette zwischen Rhein und Donau zu errichten. Unter Kaiser Domitian kam die Mainlinie zu Stande, unter Trajan das Zwischenstück vor dem Neckar und hier und da ein Kastell an der Donau, unter Hadrian endlich wurde das Werk regelmässig bis nach Regensburg fortgeführt. Die fünfzig Jahre dieser drei Kaiser waren vornehmlich die Zeit des Baues und der Vollendung. Auch später wurden noch öfter Verstärkungen und Ergänzungen ausgeführt, hier und dort eine Linie anders gerichtet oder die an oder hinter ihr liegenden Garnisonsstädte verstärkt oder vermehrt.

So brachte man fortlaufende Werke zu Stande von der Lahnmündung bis wo die Altmühl sich in die Donau ergiesst, in einer Länge von siebenzig deutschen Meilen, ein gewaltiges Werk, würdig des Weltreichs und der Klugheit seiner Begründer. Hauptsächlich drei Stücke sind zu unterscheiden: die Main-, Neckar- und Donaulinie.

Ein auf seiner ganzen Länge so breit und tüchtig angelegtes Festungswerk war in der That geeignet, die Gränze zu schützen. Kleine feindliche Schaaren wurden vor dem Graben abgewiesen, und, kamen sie doch über Pfahlwand und

Wall herüber, umzingelt und zusammengehauen. Zogen grosse Haufen heran, was die Späher, die unter den Völkernschaften draussen umherschlichen, an ihren Bewegungen ab-sahen, so erhielten durch die Verteidigung des Walles die Legionen Zeit, sich zu sammeln und festgeschlossen, von Plänklern und Kundschaftern umgeben, mit ganzer Macht und Kriegskunst dem Feind entgegenzurücken. Mit Vollendung des riesigen Schanzungswerks verlor sich der alte Nachhall der Hermannsschlacht. Man wagte die Truppenzahl am germanischen Grenzwall nach und nach zu vermindern, bis sie nur noch etwa 50,000 Mann betrug.

IV. Parteigänger für Rom.

Es erfüllten — mit öftern Unterbrechungen zwar — doch über zweihundert Jahre lang diese Verteidigungswerke ihren Zweck und zugleich wurden sie für die Kultur Deutschlands von hervorragender Bedeutung. Denn ihre Wirkung fiel zusammen mit den beiden andern Mitteln, durch welche die Römer ihr Reich gegen die Germanen verteidigten, — mit der Kriegspolitik, durch öftere Angriffe, die sich auf die Bollwerksreihen stützten, die Ansammlung feindlicher Schaaren zu hindern oder zu zersprengen, — und mit der Friedenspolitik, welche hier germanische Völkerschaften ins römische Bündnis herüberzog, dort sie einander feindlich gegenüberstellte.

Geheime Unterhändler waren beständig unterwegs und wussten Vorteil und Ehren der römischen Freundschaft glänzend ins Licht zu stellen. Alte Stammesfehden, die unaufhörlichen Gränzstreitigkeiten, neue Beleidigungen, Neid und Eifersucht wurden geschickt benutzt, unter den Völkerschaften Zwietracht zu stiften und die Kriegsflamme anzuschüren. Kam dann ein Stamm ins Gedränge oder wurde ihm die Heimat verleidet, so waren sofort die Römer da, zu

vermitteln, Schutz zu bieten und schwer Betroffene auf die andere Seite des Rheins oder der Donau zu führen. Dort wurden sie als Bundesgenossen unter verschiedenen Rechten und Pflichten angesiedelt und waren nun selbstverständlich des Reiches Wächter und Vorkämpfer. Nichts wurde eifriger betrieben, als dass Gesandte der hadernden Stämme nach Rom gingen, ihre Streitigkeiten dem Kaiser als Schiedsrichter vorzutragen. Die offenen und geheimen Freunde Roms erhielten guten Rat und Beistand, reichliche Jahrgelder und herrliche Ehrengeschenke, ihre Schatzkammer war stets gefüllt. Wahrscheinlich auf solche Weise ist der sogenannte Hildesheimer Silberfund ins Innere von Deutschland gekommen. Denn eine Beute aus Gallien kann dieses prunkvolle Tafel- und Trinkgeräte nicht wohl sein, weil es so gross und so vollständig beisammen ist, und ein römischer Feldherr hat sich schwerlich in dem mühseligen und verlustvollen Kriege damit belästigt, höchst selten ist ja auch ein römisches Heer bis Hildesheim vorgedrungen.

Wo sich nun den Römern eine Möglichkeit zeigte, germanische Fürstensöhne, die in der glanzvollen Hauptstadt der Welt an feineren Genüssen Geschmack gefunden, in ihrer Heimath als Könige aufzustellen, da wurden erst recht keine Mittel gespart, ihnen dort Macht und Partei zu gründen. Solche Fürsten waren Hermanns Bruder Flavus und sein Schwiegervater Segest und Neffe Italikus, die Sueben Vannius Sido und Italikus, der Amsivare Bojokal, der Hermundure Vibitius, der Bataver Julius Klaudius, der Quade Furtius, der Cherusker Chariomer, und andere mehr. Schon ihre Namen bekunden, wie sie ganz romanisirt waren.

Natürlich trat der römischen Partei bei allen Stämmen eine nationale gegenüber, und innere Kriege und Selbstzerfleischung hörten niemals auf. Wir sind über die Hergänge damals im Innern Deutschlands nur ganz obenhin unterrichtet, können aber aus dem wütenden Hass, mit welchem

sich die Parteien verfolgten und weder Sippebruch noch Landesverrat scheuerten, wohl entnehmen, dass es mehr als Ehr- und Habsucht, dass es Grundsätze waren, welche die germanischen Fürsten entzweiten. Was konnten dies anders für Grundsätze sein, als dass die Einen nationale Freiheit für das Erste und Höchste, die Anderen aber Bildung und edlere Sitte für das Vorzüglichste und Feinste erklärten? Es adelt den Deutschen, ist aber auch seine grosse Schwäche, dass eine hohe Idee, sobald sie ihn erfasst hat, alsbald ihn auch erfüllt und sein ganzes Wesen durchdringt. Er wird nicht mehr Herr über sie und opfert ihr Zeit und Amt und Familie und selbst das Vaterland, Gedanken der Humanität, Freiheit und Religion üben auf ihn eine unbezwingliche Anziehungskraft, und wo Prinzipien dieser Art auf Seite der Landesfeinde standen, haben Deutsche noch immer leidenschaftlich für diese und erbittert gegen die eigenen Volksgenossen gekämpft. In welch lieblichem und strahlendem Lichte aber musste Germanen, die besonders dafür empfänglich, die Bildung der Römer erscheinen, verglichen mit der Rohheit, der geistigen Armut und dem Starrsinn im eigenen Volke! Wie glücklich war Gallien, das allerorten reich aufblühete, seitdem es mit dem römischen Reiche vereinigt war! Ehrenvolles Bündnis mit den Römern, freien, friedlichen Verkehr mit ihnen, Einströmen veredelnder Kultur in ihr Land und Volk, das hinter der Bildung der alten Welt noch soweit zurückstand, — das erschien von höherem Werte, als der unaufhörliche verlustvolle Kampf mit den Römern, der zuletzt das Volk aufrieb, und doch vielleicht ein düsteres Ende nahm, ohne Sieg und ohne Hoffnung.

V. Soldaten als Kulturträger.

Es wäre eine seltsame Ausnahme vom gewöhnlichen Gange der Dinge gewesen, wenn bei so lebhafter Berührung mit den Römern den germanischen Gränzvölkern sich nicht

etwas von höherer Bildung mitgeteilt hätte. Schon an sich war es eine historische Thatsache von weittragender Folge und Bedeutung, dass beinahe ein ganzes Drittel des jetzigen deutschen Reiches, fast ein Viertel des gesammten Gebietes, welches die Deutschen in Europa bewohnen, von römisch-griechischer Kultur besetzt und besiedelt wurde. Es waren das die schönsten deutschen Lande, das ganze Rheinland, Deutsch-Lothringen, Elsass, Baden, Württemberg, Bayern, Steiermark und die Erzherzogtümer: dreihundert Jahre lang gehörten diese Länder der Gesittung und Ordnung der alten Welt an. Trotz aller Verwüstung und Verheerung, welche die beiden folgenden Jahrhunderte brachten, liess sich aus dem Boden nicht wieder ausreissen, was jene heilvollen drei Jahrhunderte geschaffen hatten.

Die Ersten, durch welche sich hier ein anderes, als germanisches Leben und Treiben, ansiedelte, waren Soldaten. In Neuländern sind sonst die frühesten Kulturzuführer erst Missionäre und Händler, dann Jäger und Holzfäller, dann Feldbauer und Handwerker: an der römisch-germanischen Gränze waren es Berufssoldaten, welche eine dorf- und städtegründende Thätigkeit entfalteten, ähnlich wie im frühen Mittelalter für ganz Deutschland die Benediktinermönche.

Die römische Besatzung stand längs des ganzen Wallgürtels von Koblenz bis Regensburg verteilt. Teils waren es Legionäre, die, wohl eingetübt und trefflich bewaffnet, sich stolz als römische Bürger betrachteten. Unter ihnen fanden Germanen nur dann Zulassung, wenn sie längere Zeit bei den Hülfsstruppen, von denen jeder Legion ihr Anteil beigeordnet war, gedient und sich durch Treue und Hingebung bewährt hatten. Diese Hülfsvölker aber, die mit weniger ausgezeichneten Schutz- und Angriffswaffen versehen waren, auch geringeren Sold empfangen, kamen den Legionären an Zahl und Stärke ziemlich gleich, jedoch bestanden sie aus Angeworbenen von aller Welt Enden, und zwar hauptsächlich aus Germanen.

Ihre Canaben, d. h. Kneipen, in denen sie für ihr Geld assen und tranken, hatten die Soldaten ausserhalb der Walllinien ihrer Festung. Es standen da Wirthschaftsgebäude, wohin man aus der Umgebung Eier und Hühner, Korn und Schlachtvieh, Holz und Gemüse zum Verkaufe brachte. Der Umsatz in solchen Lebensmitteln war gewinnreich, und verschiedene Händler siedelten sich an, ihn zu betreiben.

Neben den Wirthen und Kleinhändlern bauten die Soldaten Wohnungen für ihre Angehörigen. Der römische Soldat ging ausserhalb Italiens nicht leicht Ehen ein nach römischem Recht; denn solche Ehen beruheten auf strengem Gesetz und waren bei Abschliessung wie bei Lösung mit Förmlichkeiten beladen. Um so öfter entstanden Verbindungen, welche dauernd die Ehe nachahmten, ähnlich wie später die deutschen Landsknechte sie bei Trommel und Fahne festigten. Da nun Weiber in den Festungen nicht hausen durften, so hatten die Frauen und Geliebten der Soldaten ihre Wohnungen draussen bei den Wirtschaftshäusern. Auch die Veteranen, die nach zwanzig und mehr Dienstjahren in die fremdgewordene Heimat nicht zurück mochten, verzehrten in den Lagerdörfern ihren Ehrensold und verheirateten sich. Man gab ihnen Bauland, Vieh und Ackergeräth, auch wohl Sklaven. Diese Veteranen lehrten und richteten die Knaben, die, wenn erwachsen, gewöhnlich wieder ins Heer eintraten.

Eine dritte Klasse der Bevölkerung empfingen diese Plätze durch Handwerker, die Waaren auf Absatz bei den Germanen arbeiteten, und durch Kaufleute, welche Magazine anlegten und die benachbarten Lande mit ihren Waaren bereisten. Da die grossen und kleinen Festungen gerade an solchen Punkten lagen, wo wichtige Landstrassen ausmündeten, so kamen die Leute an besonderen Festtagen in Menge zu Handel und Verkehr zusammen, und mit der Zeit entwickelten sich daraus regelmässige Jahrmärkte.

Die Soldaten suchten nun ihre Lagerdörfer sich behaglich zu machen, ordneten Plätze und Strassen, fassten die Quellen ein oder legten eine Wasserleitung an, und pflanzten Gärtchen mit Gemüse-, Obst- und Weinbau. Bei längerer Musse dachte man auch an Badehäuser und Rennbahnen, an Ruheplätze mit schattigen Bäumen, an Altäre der Legionsgottheiten, und Grabdenkmäler von Kameraden. Offiziere und Soldaten wussten ja, dass sie Jahr für Jahr an demselben Orte zu verweilen hatten, und sie hätten nicht aus einem gebildeten Lande sein müssen, wenn sie nicht getrachtet hätten, ihr Leben und Wohnen doch einigermaßen wie in der Heimat einzurichten.

VI. Umwandlung des Landes.

Es war für Deutschlands Kultur ein Glück gewesen, dass Cäsar Gallien erobert hatte, und den Germanen dadurch die Macht und Schönheit römisch-griechischer Bildung näher gebracht wurde. Gallien war, sobald die Römer ihm die Wohlthat eines gesicherten Friedens, einer verständigen und einheitlichen Verwaltung brachten, in kurzer Zeit zu vorzüglicher Blüthe gediehen. Seine Bewohner, von Hause aus begabt, mit Lust und Geschick zu allerlei Gewerbe, insbesondere zur Metallindustrie, Geselligkeit sowie Handel und Verkehr liebend, hatten sich rasch in die römische Lebensart gefunden. Die Bevölkerung stieg im ganzen Lande und es gab keine Stadt, welche nicht Schulen gründete, die fleissig besucht wurden. Das konnte nicht ohne Rückwirkung auf die angrenzenden Germanen bleiben, denen alsbald, unter dem Schutze des römischen Landfriedens, aus Gallien gewinn-suchende Händler und Gewerbsleute sowie Ansiedler mit Geld und Unternehmungsgeist zuströmten.

Die römischen Herren aber fanden frühzeitig heraus, dass in den Rhein- und Donaulanden eine Luft wehe, die Leib

und Seele erfrische, ein wahres Labsal nach dem Aufenthalt in heissen Ländern, und es verbreitete sich in den italienischen Städten der Ruf, im neu gewonnenen Germanien gäbe es Gefilde voll duftiger Wälder, voll Blüten und Sonnenschein. Bald wurden, gleichwie das gesegnete Rhoneland, die herrlichen Thäler des Rheins und der Mosel, des Mains und des Neckars Lieblingsstätten. Auch die fruchtbaren Auen an der Donau und im Hintergrunde die Vorlande der Alpen mit ihren glänzenden Gebirgsseen mussten, einmal bekannt, ihre Anziehungskraft üben. Ueberall bevölkerten sich sowohl die Lagerdörfer als die Städte, welche zu Sitzen der römischen Verwaltung erkoren waren, und die neuen Bewohner brachten den Luxus und die Bedürfnisse ihrer Heimat mit sich. In Württemberg allein lassen sich noch an 488 Orten römische Ansiedlungen mit Sicherheit nachweisen.

Gar schön schildert Ausonius Trier, die belgische Kaiserstadt: „wie sie da lag in der üppigen Thalflur, prachtvoll und friedlich, gleich in einer Göttin Schoosse, aber Männer erziehend, kriegsbereit, erfüllt von Waffen, ein Schutz und Schirm vor jedem Angriff der Allemannen. Rings umher zog sich der breite starke Gürtel, ein riesengrosser Mauer-ring, doch breit und ruhig wallte die Mosel daher und trug Handelsgüter aus den fernsten Ländern.“ Trier war wohl die herrlichste der Römerstädte auf deutschem Boden, jedoch gab es längs des langen Laufs des Rheins und der Donau eine Reihe, die mit Trier wetteiferte, und eine Menge, die rasch emporblühte. In solchen Städten nahmen Handel und Gewerbe grössere Umrisse an, es entstanden Fabriken, prächtige Häuser und Strassen, man baute Tempel, Markt- und Gerichtshallen, Bäder und Amphitheater, Thore und Triumphbogen und erhabene Grabmäler. Die edle Kunst hielt ihren Einzug und schmückte die neuen Städte mit Bildsäulen, Gemälden und köstlichem Geräth. Nur einen Blick braucht man auf die erstaunliche Menge der römischen Altertümer

und Sachen zu werfen, die theils noch stehen, theils aus dem Boden ausgegraben wurden, um eine Vorstellung zu haben, welche stolze Bauten sich in diesen Städten einst erhoben und wie voll die Wohnungen waren von schönen Geräten.

Noch edlere, noch feinere Kunst erglänzte in den zahllosen Villen. Ohne allen Zweifel fanden sich hier öfter so schöne grosse Mosaikböden voll Reiz und Anmut, als deren einer auf so weit vorgeschobenem Punkte, wie Westerhofen bei Ingolstadt, entdeckt, ausgegraben und ins Nationalmuseum nach München gebracht worden. Männer mit fürstlichem Vermögen waren ja damals nicht selten in der Römerwelt. Diese liessen es sich etwas kosten, sich üppig und geschmackvoll einzurichten. Noch lassen sich Spuren von thönernen Röhren zwischen Doppelböden der Zimmer erkennen, welche diesen künstliche Wärme zuführten. Blumen und Gewächse und die feinsten Obst- und Weinsorten wurden aus Italien verschrieben und ihr Anbau auf den Villen versucht.

Auch die Umgebung der Städte und Landhäuser gewann alsbald ein anderes Aussehen. Wohin Römer kamen, da griffen sie ein mit Macht und Nachdruck, und was sie schufen, hatte einen grossartigen Zuschnitt, und ging vor sich so bestimmt und deutlich und unabwendbar, wie ein Naturgesetz. Gute Strassen wurden nach allen Richtungen eröffnet und mit Meilensteinen besetzt, Kanäle gezogen, Brücken gebaut. Hier wurden Sümpfe ausgetrocknet, dort wilde Flussläufe gebändigt, anstossende Wiesen bewässert. Man legte Kunstgärten und Weingärten, Ziegeleien, Brennöfen und Steinbrüche an, die Kaufläden in den Städten erhielten Purpur, Weihrauch, italienische Töpfer- und Bronzewaare. Grosshandel und Industrie jeder Art fanden ihre Rechnung, und die Erzeugnisse des Bodens und der Wälder wurden auf beiden Seiten der Gränze ausgekundschaftet. Ganz besonders hob sich die Landwirthschaft. Die Aecker wurden sorgfältig bebaut und eine bessere Zucht von Rindern, Schafen und

Pferden eingeführt. Sachverständige suchten nach Marmor und anderem schönen harten Gestein, nach Salzquellen und Metallen. Es sind uns Nachrichten überliefert, wie in Ungarn und Siebenbürgen 25,000 Bergknappen die Erze gruben und gossen, wie dort die Innungen der Weber und Zimmerleute, der Schwertfeger, Gold- und Silberschmiede bestanden: in den Städten und Berglandschaften des römischen Germanien wird es nicht viel anders gewesen sein.

Die Hofbesitzer, die auch im Zehentlande ihr Erbe keineswegs allerorten verlassen hatten, sahen sich nun umgeben von städtischen und dörflichen Anlagen, von blühender Landwirthschaft und gewinnreicher Viehzucht. Mochten sie wollen oder nicht, die Lust zum Nachahmen regte sich, und der angeborene Verstand machte es ihnen nicht schwer. Weit und breit begannen sie Wälder auszuroden und den Boden mit den guten fremden Getreidearten zu bestellen. Waren sie früher zur Quelle gegangen, ihren Wasserkrug zu füllen, so fanden sie jetzt vielleicht das Brünnchen von Stein eingefasst, und darüber erhob sich ein Marmorbild, das sich im Gewässer spiegelte. Und wo man früher bei einer Heilquelle im Walde ehrfürchtig die Gottheit verehrt hatte, da standen jetzt prächtige Badhäuser, säulengeschmückte Tempel, Theater und Lusthallen. Nichts gibt mehr zu erkennen, wie wohnlich sich ein Teil der gebildeten Welt damals in den deutschen Rhein- und Donaulanden eingerichtet hatte, als ihre Vorliebe für die Bäder zu Partenkirchen, Baden, Baden-Baden, Wiesbaden und Aachen.

VII. Einflüsse ins übrige Deutschland.

Durch die Eroberung Galliens und durch das Vorschieben der römischen Gränze bis an den Rhein und an die Donau hatte sich nun die Weltstellung, welche das Land der Germanen zur Zeit von Christi Geburt einnahm, wesentlich ver-

ändert. Damals war es weit entlegen und abgeschlossen von den Ländern der Bildung: jetzt hatte ein Drittel des deutschen Bodens ein viel schöneres und belebteres Aussehen gewonnen, und die grüne Einförmigkeit der germanischen Haiden und Wälder umgab im Westen und Süden nunmehr ein hellrotes Kulturgebiet.

Wie mochten die Nachbarn, die gewiss öfter über die Gränze kamen, die Augen aufreissen, wenn sie das Leben und Treiben, die Pracht und Behaglichkeit in den Städten sahen! Die grossen Vorteile, welche der verbesserte Anbau des Landes mit sich brachte, lagen zu offen und unbestreitbar am Tage, als dass sie nicht angelockt hätten. Auch blieb es nicht ohne Eindruck auf die Gemüther, wenn sie sahen, wie Römer ihre Gottheiten, ihre Legionen und Krieger, ihre Verstorbenen durch Altäre und Denkmäler ehrten. Dass aber mit den Römern sich schön häuslich leben lasse, bezeugten die Familienbilder in Stein und die lebendigen Verbindungen, welche germanische Mädchen — genannt sind z. B. eine Belatunara und eine Jantumara — ehelich mit Römern geschlossen hatten.

So liess sich auch gar nicht mehr hindern, dass aus dem weiten hellroten Kulturgebiet sich in die grünen Flächen des übrigen Deutschlands rote Adern hineinschlängelten, erst schmal und spärlich, bald aber stärker und zahlreicher anschwellend und fort und fort sich verlängernd, bis die letzten roten Aederchen an der Ostsee und Weichsel ausliefen.

Erst sucht ja die Kultur langsam Wege und Bahnen, auf denen sie einzelne Menschen und Gerätschaften als Vorläufer aussendet. Bald folgen in grösserer Menge ihre Beweise in Künsten und Sachen zu bequemerem Gebrauch, und die Bewohner des Neulandes gewöhnen sich allmählig daran als an etwas Unentbehrliches. Endlich wird auch bei ihnen die Begierde übermächtig, dergleichen gute Dinge nicht bloss zu besitzen, sondern auch nachzuahmen.

Für das nichtrömische Germanien waren die Pfadfinder der Kultur in erster Linie die Händler, welche Deutschland durchzogen, um Waare zu bringen und zu holen. Römische Vornehme sammelten Massen von Bernstein an der Ostsee, die sie nach Italien brachten, und römische Kaufleute hatten bei König Marbods Hofhaltung Wohnung genommen. Umgekehrt kamen germanische Kaufleute ins römische Gebiet hinein. Die Hermunduren durften frei und ungehindert in Augsburg ihre Geschäfte betreiben. Wenn aber Händler aus andern germanischen Stämmen ohne Wachbegleitung nicht über die Gränze durften oder nur bis zu den römischen Lagerdörfern kommen, immerhin sahen und merkten sie genug von neuen Dingen, deren Nutzen und Nettigkeit ihnen soweit einleuchtete, um davon in der Heimat zu erzählen. Die Waffen und Hausgeräte von Bronze, die Schmucksachen, die Zeugstoffe, die Eisen-, Gold- und Silberwaaren, die Weine und noch viel Anderes, was den Hofbesitzern im Innern Germaniens zugeführt wurde, mussten bei diesem aufgeweckten Volke lebhaftes Neugierde und das Verlangen erregen, mehr von Land und Leuten zu wissen, die ihnen diese Waaren zuschickten. Genügt doch jetzt bei Jung und Alt eine seltene Frucht oder ein kostbares Gewand aus weit entlegenem Lande, um die Phantasie zu beleben, dass sie in jenes fremdartige Gebiet sich versetze. Schon dies, dass die Wege eröffnet, dass sie ständig mit Lastwagen und Saumtieren begangen und befahren wurden, dass man wusste, wie viel Tagreisen nötig, um hierhin und dorthin zu gelangen, war ein bedeutender Fortschritt.

Diese Wege zogen auch die Quacksalber mit ihren Arzneimitteln und Wunderkuren, die Gewerker in allerlei Zeug und Gerätschaft, die Bergleute, die man gern begrüßte als die Meister, welche Erzadern zu entdecken und anzubauen verstanden, und die Metallschmiede, die willkommene Waffen und aus Kupfer, Gold und Silber Schüsseln, Kannen

und anderes Schatzgerät machen konnten. Von ihnen lernten, wie wir aus Beispielen wissen, die Germanen mit Begierde. Nicht wenig Kunde, wieviel Gewerk und Begehrungswertes man im Römerreiche besitze, brachten auch die germanischen Söldner unter die Leute. Das Reislaufen hatte unter allen Stämmen und Völkerschaften Deutschlands mit jedem Jahrzehnt grössere Umrisse genommen. Kamen die jungen Männer zum Besuch oder, nachdem sie ausgedient hatten, für immer wieder in die Heimat, so brachten sie Geschmeide und Andenken mit und flossen über von den Wunderdingen, die sie in der glanzvollen Fremde gehört und gesehen hatten. Wie funkelten da ihre trefflichen Waffen den Leuten vor den Augen! Schon ihre Tornister nahmen sich einem germanischen Hafersack gegenüber aus wie ein Prinz neben einem Bettler.

Brachten nun alle Diese gelegentlich auch nach entfernten Landschaften Germaniens Vorstellungen von Macht und Nutzen und Reiz der Kultur, so thaten das absichtlich und im Ganzen und Grossen, und gewiss mit mancher Uebertreibung, die römischen Offiziere und Unterhändler, die von einem Adels-hof zum andern, von einer Gauversammlung zur andern reisten, um des Reiches Grösse und Würde zu verkündigen, hier Bedürfnisse einzufädeln, dort Kriege und Feindschaften anzuzetteln. Auch die Wissbegier meldete sich, denn seit dem Schrecken der Cimbern- und Teutonenschlachten beschäftigte man sich in den Hauptstädten des Römerreichs nur gar zu gern mit dem unbekannten Innern des weiten Germaniens. Kaiser Aurelian konnte für seinen Triumphzug kein grösseres Gerede und Aufsehen erwecken, als dass er in einem gothischen Wagen mit dem Gespanne von vier Hirschen, die einem Germanenfürsten gehört hatten, stolz zum Kapitol hinauffuhr, und oben die Hirsche schlachtete; denn feierlich hatte er dies Beutestück dem Jupiter Optimus Maximus gelobt. In unserer Zeit hat es nur ein Menschen-

alter gedauert, bis durch die Anstrengungen von Deutschen, Engländern, Amerikanern und Franzosen Afrika, der dunkle Weltteil, entschleiert wurde: man denke sich also, welchen Erfolg es haben musste, als die vereinigten Kräfte der Römer, Gallier und Griechen sich auf Germanien warfen, um seine Landschaften bekannt und Waaren und Wissen dort einheimisch zu machen.

Herr Simonsfeld hielt einen Vortrag:

„Analekten zu Papst- und Conciliengeschichte
im 14. und 15. Jahrhundert.“

Derselbe wird in den „Abhandlungen“ veröffentlicht werden.